

FRIKTIONEN

Beiträge zu Politik und Gegenwartskultur

Ausgabe 17/2011

Karneval in Rio

Editorial	S. 2
Bei wem klauen die Piraten?	S. 3
American Paranoia	S. 4
Bilderwitz (Thomas Glatz)	S. 8
Ich kann beim besten Willen kein Hakenkreuz erkennen ...	S. 8
Kommunikationsversuche V (Thomas Glatz)	S. 10
Aus dem Plattenarchiv	S. 11

Editorial

Hallo Zusammen,

die Friktionen gehen mit der Zeit. Oder besser formuliert: sind ihrer Zeit voraus. Unter Vorwegnahme der kommenden konjunkturellen Eintrübung gibt es diesmal eine schlanke Ausgabe. Kein Wort zum Oktoberfest, zur Eurokrise oder der Beinahe-Insolvenz der USA. Keine Katastrophen und keine Promis. Stattdessen: neue ‚Kommunikationsversuche‘, diesmal befeuert von Thomas Glatz und Essays zur Piratenpartei, dem Umgang mit öffentlichem Raum in Amerika und Designvorschriften für Swastikas. Es ist also für jeden etwas dabei!

Nach wie vor gilt die Einladung für ‚Friktionen‘ zu schreiben, zu zeichnen oder zu fotografieren. Wem's gefällt, kann das Magazin per Newsletter bei friktionen@web.de abonnieren.

München, September 2011

Impressum:

Friktionen erscheint in unregelmäßigen Abständen in elektronischer Form.

Herstellung, Redaktion, Beiträge und Verantwortlicher im Sinne des Presserechts:

Matthias Hofmann
Schwanthalerstr. 94
80336 München

Bei wem klauen die Piraten?

Eine neue Farbe hat sich ins Parteienspektrum der Bundesrepublik eingeschlichen. Die Orangen sind mit fast 9% ins Berliner Abgeordnetenhaus eingezogen und müssen jetzt schauen, wie man bei der Verwaltung einer fast bankrotten Metropole gut aussieht. Die klassische Piratenflagge war als Partei-symbolik wohl nicht zu gebrauchen. Ist schließlich als Farbe schon besetzt in der Parteienlandschaft. Wenn man sich denn bei einer ersten politischen Analyse rein an solcher Farbenlehre orientieren würde, hätte man mit Orange eine Mischung aus Rot und Gelb vor sich. Die wenigen Eckpunkte poli-tischer Programmatik, die dem Parteiprogramm zu entnehmen sind, geben dieser plumpen Annähe-rung an die ‚Neuen‘ sogar noch Nahrung. Es ist eine etwas krude Mischung aus klassisch liberalen Forderungen aus der Ecke ‚weniger Staat‘ und ‚mehr Freiheit‘ und sozialdemokratisch angehauchten Existenzgeldideen aus den neunziger Jahren. Das Ganze wird dabei noch ein bisschen aufgepeppt durch Konzepte rund um die Schlagworte direkte elektronische Demokratie und mehr Transparenz. Es sind insgesamt vor allem Themenbereiche, die sich aus der verbreiteten Nutzung des Internets erge-ben, die die Orangen treiben. Kein Programmpunkt, der nicht eine Ankoppelung an das Thema hätte. Trotzdem sind es in der Berliner Wahl fast 9% geworden. 9%, die wohl vor allem der jungen Genera-tion geschuldet sind. Piratenwähler sind unter 40 und überdurchschnittlich gebildet. Das verwundert angesichts der inhaltlichen Ausrichtung der Partei dann weniger. Schließlich beschreiben diese Klassi-fikationsmerkmale recht exakt die Heavy-User-Gemeinde des Netzes. Zeigt sich hier die parteipol-itisches Ausformulierung der Bedürfnisse einer neuen Generation?



Ein Vergleich mit den Grünen und ihrem Weg in die institutionalisierte Politik vor über 30 Jahren drängt sich bei dieser Frage auf den ersten Blick auf. Brav sind sie Orangen bei einer Gegenüberstellung. Provo-kationen zum Einzug ins Parlament halten sich in Grenzen und anders als damals bei der Ökologie-bewegung bleibt offen: Wer sind die Piraten? Oder besser: wen repräsentieren sie? Jenseits der Frage, ob hier eine nachhaltige politische Kraft entsteht oder nur ein Protestfeuer, ist das Fehlen einer wahr-nehmbaren sozialen Bewegung, die die Piraten ins Parlament getragen hat, augenfällig. Die Grünen ent-

standen aus den gesellschaftlichen Umbrüchen der 1970er Jahre, waren die Institutionalisierung eines spezifischen Wertewandels. Aber wer wählt die Piraten? Vielleicht ist die Frage nach einer dazu passenden Bewegung, nach einer homogenen Unterstützerstruktur auch eine, die sich zu sehr am vergangenen gesellschaftlichen Gefügen orientiert. Es ist nicht auszuschließen, dass das Web Formen des politischen Engagements hervorgebracht hat, die sich der klassischen medialen Wahrnehmung entziehen. Große Demonstrationen zu einzelnen politischen Konfliktfeldern, Bürgerinitiativen, die sich physisch vor Ort treffen – vielleicht alles Phänomene, die von einer Generation getragen wurden, die sich heute im Bereich 40+ bewegen. Hier handelte es sich um Formen der Partizipation, die immer

auch Anpassung und Abstimmungsprozesse eingefordert haben, Formen, die monolithische Entitäten befördert haben. Eine klare Antwort auf die Frage ‚Wer seid ihr?‘ bzw. ‚Für was steht ihr?‘ musste gegeben und natürlich auch innerhalb der Partei bzw. der Bewegung erzeugt werden. Politik über das Netz funktioniert erst einmal vom eigenen Schreibtisch aus. Sie ist themenorientiert und geschieht ohne die sozialen Schleifsteine der persönlichen Auseinandersetzung im öffentlichen Raum. Entsprechend schwierig wird eine Analyse, die nach wie vor auf das Homogene der klassischen politischen Gruppierung setzt. In gewisser Weise ist eine Partei wie die der Piraten eine Aporie, stützen sie sich doch vor allem auf ein Publikum, das sich zwar äußern will – vielleicht auch teilnehmen – aber diese Partizipation nicht mit einer Debatte um das Gemeinsame und die damit verbundenen Grenzen für das eigene Selbst verbinden will. Den neuen Spielern dabei mangelnde politische Substanz um die Ohren zu hauen, zielt am Thema vorbei. Es werden ein paar Pflöcke eingeschlagen, die die internet-affine Gemeinde unter 30 im Moment bewegen und die werden dann in erster Linie einmal öffentlich formuliert.

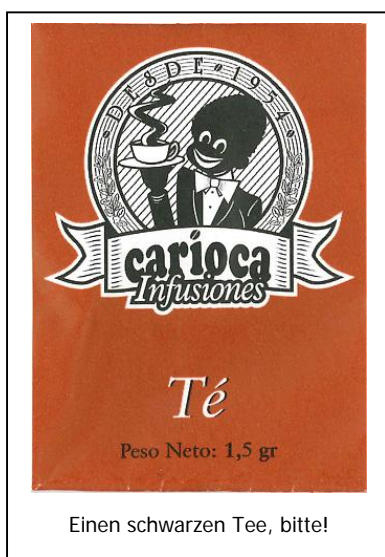
Auch wenn im Moment Aufbruchstimmung herrscht rund um die Piraten, ein Vergleich mit den Grünen verdrängt wahrscheinlich die fundamentalen Unterschiede in der gesellschaftlich-politischen Situation. Es geht aktuell nicht um einen Aufbruch in eine andere Welt im klassischen Sinn einer Utopie, sondern um eine mögliche Ausformulierung von politischem Individualismus, der trotzdem partizipieren will. Wie dieses Grundbedürfnis mit den notwendigerweise homogenisierenden Strukturen einer Partei in Einklang zu bringen ist, müssen die Abgeordneten der Piratenpartei noch zeigen. Der Schlachtruf Transparenz und mehr direkte Demokratie mag ein Anfang sein, wird aber alleine nicht reichen um die Verdichtungstendenzen einer Parteistruktur auch mittelfristig zu unterbinden. Die Neuen stehen hier im Fokus einer Krise um Fragen der Repräsentation in einer sich individualisierenden Gesellschaft, die – zumindest theoretisch – auch Mittel der direkten Abstimmung von Entscheidungsprozessen einsetzen könnte. Der konkrete Umgang mit Mandaten und die Abstimmungsprozesse mit der ‚Basis‘ und der Wählerschaft könnte der interessanteste Aspekt am Phänomen ‚Piraten‘ werden – auch in ihrem möglichen Scheitern an den eigenen Ansprüchen.

American Paranoia

Die Straßen geben die Struktur. Von ihnen geht alles aus und ist alles zugänglich. Auf dem Weg durch die amerikanische Vorstadt ziehen die Gebäude an einem vorbei: Restaurants, Läden, Autohändler, Motels, Einfahrten zu Wohnarealen und Parkplätze. Ein Fußgänger an solchen Verbindungsachsen ist Ereignis, eine auffällige Abweichung in einer Topologie, die das Leben in Gebäuden und auf Parkplätzen konzentriert. Auf der Suche nach dem Zentrum, dem Sozialen, nach dem Raum, in dem ‚das Leben‘ stattfindet, gleitet man ab. Und doch findet der geeignete automobile Besucher alles was man braucht. Es fehlt an nichts und trotzdem scheint das Gemeinsame seltsam abwesend. Wo ist der Platz, der den Ort zum Ort macht? Wo ist der Platz, an dem sich ‚die Leute‘ treffen? Fragen, die sich zumindest Bewohnern europäischer Metropolen beim Besuch amerikanischer Vorstädte aufdrängen. Sie sind eine andere Art der Strukturierung von Flächen gewohnt. Dichte Bebauung gruppiert sich auf dem alten Kontinent oft um Plätze oder Straßenzüge, die durch Gastronomie, Einzelhandel oder Behörden

Menschen im öffentlichen Raum konzentrieren. Hier findet vermeintlich ‚Leben‘ statt, Menschen wechseln Verkehrsmittel, kaufen Aspirin oder trinken einen Kaffee. Nichts davon ist aber zwingend notwendig für einen Aufenthalt. Man darf auch einfach so da sein – zumindest theoretisch. Deswegen findet sich in Debatten über Entwicklung und Struktur von Urbanität für Flächen dieser Art oft der Begriff des ‚öffentlichen Raums‘. Es existieren hier erst einmal keine Zutrittsbeschränkungen. Es gibt keinen singulären vorgegebenen ‚Zweck‘ für Plätze und Straßen dieser Art, auch wenn der Einzelne dort ist, um eben einzukaufen, eine Bekannte zu treffen oder vom Bus in die Straßenbahn zu wechseln.

Nun sind die aktuellen Tendenzen der Stadtentwicklung im Zusammenhang mit diesem öffentlichen Raum schon länger Diskussionsthema in den Sozialwissenschaften und den Feuilletons. Man hat Veränderungen ausgemacht für solche Flächen in den urbanen Nutzungsstrukturen. Auf dem Rückzug sind sie demnach. Belagert von kapitalistischer Verwertung, von Zutrittsbeschränkungen, von verhaltenslenkenden Regelungen und allgemein von ihrem Verschwinden. Hinter diesen Diagnosen steht eine Vorstellung vom öffentlichen Raum, der in der Historie der europäischen Stadtentwicklung verortet ist. Es ist die des Markt- oder Versammlungsplatzes – allen zugänglich und zentral gelegen. Hier taucht die Idee einer Verbindung von einem städtischen Ort mit dem Phänomen der sozialen Begegnung auf. Der belebte zentrale Platz ist zugänglich für alle und enthält damit ein demokratisches Moment. Jeder kann sich zeigen und quasi symbolisch ‚seinen Platz‘ einfordern. Diese Idee zeigt eine klare Koppelung an die öffentliche Versammlung der Vollbürger in den Stadtstaaten der Antike. Hier ist die Quelle der Idee einer Symbiose von demokratischer Politik und öffentlichem Raum. Dieses aus der Sicht großer Massengesellschaften fast mythische Konzept speist auch die Hoffnung, zentrale öffentlichen Flächen mögen doch eine der Krankheiten der Moderne abfedern und Phänomenen der Vereinzelung entgegenwirken. Es geht hier um die Idee der Begegnung mit dem Anderen in seiner Andersheit auf Basis des gemeinsamen Erlebens eines Raums, eines sozialen Orts.



Ein Spaziergang durch die Fußgängerzone einer mittelgroßen deutschen Stadt mag durchaus Zweifel nähren, ob der hier vorgefundene öffentliche Raum diese hehren Funktionen erfüllt. Nach wie vor gilt das Zentrum einer Stadt für den Besucher von Außerhalb gemeinhin als prioritäres Ziel eines Besuchs, als der Bereich, in dem sich Sehenswürdigkeiten und öffentlicher Raum zu einer Art Charakteristikum, einer Art sozialen Zusammenfassung des kompletten Stadtlebens verdichten. Dieser Mythos wird vielleicht auch von der Tatsache getragen, dass sich Stadtentwicklung im 20. Jahrhundert mit der Gestaltung öffentlichen Raums eher schwer getan hat. Die ‚klassischen‘ Beispiele belebter Plätze in europäischen Städten, finden sich oft in den Quartieren um das ‚eigentliche‘ Zentrum, die

ihre strukturelle Anlage älteren Phasen der Bebauung verdanken. Zwar wurden im Rahmen der Ausdehnung der bebauten Flächen in die Peripherie oft durchaus Parks und allgemein zugängliche Plätze vor allem in der europäischen Stadtentwicklung realisiert und sie sind im Sinne der Definition auch

‚öffentliche Räume‘. Die Nutzung als Ort des Verweilens und der Begegnung entstand dabei aber nur partiell. Moderne Stadtplaner kennen die Gründe des Scheiterns und die ‚Tricks‘ und ‚Kniffe‘, die ein akzeptierter öffentlicher Raum braucht, ohne allerdings damit im Normalfall der aktuellen Tendenz wirksam entgegen treten zu können.

In Nordamerika hat man auf derlei Manierismen von je her weniger Wert gelegt. Die dortige – vor allem privatwirtschaftlich getragene – Stadtentwicklung kennt das Konzept des öffentlichen Raums kaum. Die sogenannten Vorstädte sind neben ihrer parzellierten Uniformität in den eigentlichen Wohngebieten vor allem durch die Abwesenheit solcher Areale geprägt. Aus Sicht eines privaten Investors, der Stadtentwicklung betreibt ist das auch erst einmal plausibel. Öffentliche Räume weisen keinen direkten Ertrag auf, sondern können maximal als Wertsteigerungsvehikel für anliegende Flächen dienen – ein Effekt, der allerdings für das Trittbrettfahrerphänomen offen ist. Soll heißen: ein Park oder öffentlicher Platz kann auch als Argument für Wertsteigerungen bei naheliegenden Grundstücken dienen, die nicht dem Investor gehören. Wenn kein Interessenverbund zustande kommt, oder keine staatlichen Regelungen über die Ausweisung solcher Räume existieren, liegt ihre Einrichtung dementsprechend ökonomisch nicht unbedingt nahe. Das heißt aber nicht, dass jeder Raum in diesen neu entstandenen Bebauungsstrukturen im strengen Sinn ‚privat‘ ist. Mit ‚privat‘ sind dabei Räume gemeint, die vor allem von Eigentümern oder Mietern genutzt werden und einer mehr oder minder ausgeprägten Zutrittskontrolle unterworfen sind. Hier findet Leben unter weitgehender Abschirmung von der Öffentlichkeit statt. Die parzellierten Grundstücke einzelner Häuser als Klassiker des ‚Privatbesitzes‘ sind dabei nur die augenfälligste Erscheinung des Phänomens. Hier lebt der Einzelne in seiner individuellen Lebenspraxis und entscheidet über die Öffnung dieses Raums, soll heißen über die Zulässigkeit von Besuchen.

In dieser Ausprägung ist auch in der amerikanischen Vorstadt nicht alles ‚privat‘, aber die meisten Areale, die einer Nutzung unterliegen, haben eine klare funktionale Zuordnung. Es gibt schlicht wenig Orte, die dem interesselosen Verweilen dienen und als solche sozial verankert sind. Auch Einrichtungen, die naturgemäß verschiedenste Menschen anziehen, unterliegen in den ganz auf das Auto ausgelegten Vorstädten dem funktionalen Prinzip. Jeder Laden, Einkaufszeile, Restaurant hat ‚seinen‘ Parkplatz. Der Zugang zu diesem Areal bedingt damit schon eine Art von funktionaler Uniformität. Hier begegnen sich zwar verschiedene Menschen, aber alle, die sich begegnen, sind in dieselbe Struktur des Handelns eingebunden: sie kaufen Lebensmittel ein, suchen Hilfe beim Arzt, essen im Steakrestaurant, schlafen in diesem Motel oder gehen hier ihrer Arbeit nach. Gebäude der öffentlichen Verwaltung folgen demselben Prinzip. Ämter, Polizeistationen oder Rathäuser finden sich selten um einen ‚Platz‘ gruppiert, sondern sind einzelne Einrichtungen mit eigenem Parkplatz. Ein Höhepunkt dieses Konzepts findet sich an dabei Orten für Massenveranstaltungen wie Sportstadien oder Konzerthallen, die im Normalfall in Asphaltwüsten für die entsprechende Anzahl an Autos eingebettet sind.

Diese Verkürzung des Sozialen auf definierte Funktionen des Lebensvollzugs bei der Nutzung von Flächen ist Teil einer spezifischen Sicherheitsvorstellung. Die implizite Zutrittsbedingung zu dieser Art von Raum besteht in der jeweiligen individuellen Absicht des Besuchers, die konkreten Handlungen, die mit dem Raum verbunden sind, vollziehen zu wollen bzw. erkennbar zu vollziehen. Man ist hier,

weil man Essen, Lebensmittel erwerben will oder einen Arzt aufsucht. ‚Loitering‘, das interesselose ‚Abhängen‘ ist der Feind dieser impliziten Selektion. Das Verbot dieses ‚Rumhängens‘ ist mithin auch der erste Hinweis, der dem Besucher amerikanischer Einkaufszentren im Eingangsbereich begegnet. Der Hinweis auf die funktionale Selektion, auf die Tatsache, dass ich hier vor allem als Konsument willkommen bin, findet sich also genau an den Plätzen, die in gewisser Weise als die ‚neuen‘ öffentlichen Räume in den 1950er Jahren konzipiert wurden. An diesen halböffentlichen Plätzen, die durch Handlungszwecke vorgeprägt sind, findet eine Verkürzung des Sozialen statt, die Sicherheit suggeriert. Die Andersheit des Anderen, das Nichtwissen um seine Motive, Ziele, Eigenarten, Herkunft und Fähigkeiten wird verkürzt auf die im konkreten funktionalen Zusammenhang erwartbaren Handlungen. Wir begegnen Menschen hier nur in stabilisierten Kontexten: als Kunden, Patienten, Delinquenten, Restaurantbesucher, Zuschauer und Verwaltungsantragssteller. Hier wird man nur mit prästabilierten Verhaltensschemata konfrontiert. Soziale Sicherheit wird durch Rollengebundenheit in den Räumen erzeugt, in denen ich zwar anderen begegne, aber im Großen und Ganzen weiß, was sie tun werden. In einem dergestalt parzellierten Raum, in dem Straßen nur Transitstrecken zwischen funktionalen Räumen und Strukturierungsprinzip sind und nicht Orte des Verweilens oder Flanierens, muss ich nicht mehr lernen mit der Andersheit des Anderen zurecht zu kommen.

Ein Aufenthalt in öffentlichen Räumen im klassischen Sinn heißt demgegenüber eben auch, nicht zu wissen, was die vielen Menschen, die mir hier begegnen, gerade vorhaben, wo sie her kommen, wie es ihnen geht oder was sie gleich tun werden. Hier bietet sich die Chance, ein Bild von sozialer Begegnung zu entwickeln, das dem dramatischen Annahmen pessimistischer Anthropologen widerspricht. Obwohl mir der Andere in einem Rahmen begegnet, der mir wenig Schlüsse auf sein bevorstehendes Verhalten liefert, wird der Normalfall des Umgangs keine Bedrohung darstellen. Es besteht das Potential für eine Gewohnheit des Vertrauens gegenüber dem nicht sofort schlüssig interpretierbaren Anderen – natürlich auf Basis einer einigermaßen befriedeten Gesellschaft. Hier kann ein Lernprozess einsetzen, der eine implizite Vorannahme sozialen Handelns im eigenen Habitus und dem eigenen Weltbild verankert: die Vielen, über die ich nichts weiß, schaden mit nicht. Der öffentliche Raum als eine Dimension des persönlichen Erlebens, ist nicht der einer potentiellen Bedrohung.

Vor dem Hintergrund einer europäischen Stadtsozialisation kann man nur mutmaßen, welches Verhältnis zum unbekanntem Anderen entsteht, wenn diese Dimension sozialen Erlebens weitgehend wegfällt. Trotzdem ist die bedrohliche Besetzung des öffentlichen Raums in der amerikanischen Populärkultur und den Debatten über Sicherheit und Verbrechen auffallend. Ohne eigene Erfahrungen lässt sich die Unübersichtlichkeit eines städtisch genutzten Platzes leicht als Bedrohung setzen, jeder dramatische Fernsehbericht über verlorene Viertel, über das Verbrechen in der Nachbarschaft kann die Lücke in der eigenen Erfahrungswelt füllen. Im fehlenden Erleben des ‚Anderen‘ als echten Anderen findet sich dann ein Promotor von Irrationalitäten. Subjektive Sicherheit kann dann nicht in Räumen existieren, die nicht durch ihre Funktion bestimmt sind. Diese Mechanismen werden dann freilich zum selbsttragenden System. Die Verbannung des öffentlichen Orts aus den Vorstädten deckt sich mit der Angst der Bewohner vor solchen Räumen und das stützt das Heranwachsen einer neuen Generation ohne die Erfahrung der sozialen Buntheit der Stadt. Der fehlende öffentliche Raum erzeugt

die Angst vor ihm und diese Angst fördert sein Verschwinden beim Aufbau der ‚sicheren‘ Stadt. Gewalt und Übergriffe sind Teil des menschlichen Zusammenlebens. Sie kommen auch in öffentlichen Räumen vor, verletzen Menschen und erzeugen Traumata. Der Rückzug ins Private und funktionalisierte Räume eliminiert dieses Phänomen aber nicht. Das Ende der klassischen Stadt wäre nicht das Ende des urbanen Verbrechens, sondern das Ende einer spezifischen Erfahrung der Moderne, das Ende einer bestimmten Art der Begegnung, die die individuelle Existenz bereichert. Eine These, die man sicher auch dann unterschreiben kann, wenn man dem Rahmen, den der städtische öffentliche Raum bietet, nicht die Bedeutung zumisst, die die alte Demokratietheorie darin gesehen hat.

Bilderwitze



Thomas Glatz

Ich kann beim besten Willen kein Hakenkreuz erkennen ...

Heinz ist Nazi und Heinz hat ein Problem. Er möchte für sein Wohnzimmer eine selbst gemachte Hakenkreuzfahne. Originalgetreu soll sie sein. Doch woran orientiert man sich zu diesem Zweck? Roter Grund, weißer Kreis, schwarzes Kreuz, rechtsgedreht, auf der Spitze stehend – da herrscht Einigkeit. Aber: wie dick das Kreuz? Wie groß der Kreis? Hier mangelte es der großdeutschen Vergangenheit interessanterweise an Formvorschriften. Die Nürnberger Gesetze von 1935 kümmerten sich nicht nur um die Reinheit des deutschen Blutes, waren nicht nur Einstieg und Meilenstein in die Shoa, sondern Regelten auch das Aussehen der Reichflagge, die seitdem gleich der der NSDAP war. Details zur Ausgestaltung finden sich in den Verwaltungsvorschriften dagegen nicht. Eine Ausnahme bildeten die Regelungen zur Beflaggung von Schiffen aus dem Jahr 1935. §1 Absatz 3 der Verordnung über die vorläufige Regelung der Flaggenführung auf Kauffahrteischiffen vom 5. Oktober beschreibt es ganz

genau: „Die Hakenkreuzflagge hat auf der waagerechten Mittelachse des roten Feldes, etwas nach der Stange verschoben, eine weiße runde Scheibe, darin ein schwarzes Hakenkreuz, dessen Schenkel um 45 Grad schräg liegen. Weiße Scheibe und Hakenkreuz haben einen gemeinsamen Mittelpunkt. Der dem Flaggenstock nächste Winkel des Hakenkreuzes ist auf der Vorderseite der Flagge nach oben, auf der Rückseite nach unten offen. Der Durchmesser der weißen Scheibe ist gleich drei Vierteln der Höhe des Flaggentuchs. Die Länge der Hauptbalken des Hakenkreuzes ist gleich der Hälfte der Höhe des Flaggentuchs. Die Breite der Arme und der Winkelschenkel des Hakenkreuzes und der Abstand untereinander sind gleich einem Zehntel der Höhe des Flaggentuchs. Die Länge der Winkelschenkel ist außen gleich drei Zehnteln, innen gleich zwei Zehnteln der Höhe des Flaggentuchs. Verhältnis der Höhe zur Länge des Flaggentuchs wie 3 zu 5.“

Amphibienfahrzeug

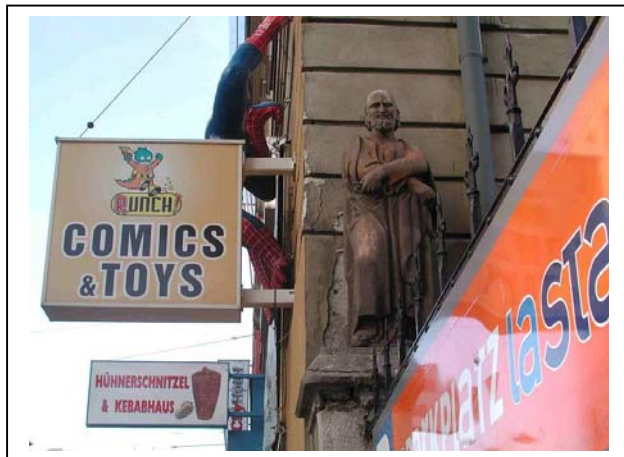
€ 290.000,-

Mit 290k€ kommt man überall hin ...

Mit solchen Angaben lässt sich ein fast ein-eindeutiges Design nachbauen, einzig die RAL-Nummer des Rot fehlt noch und: es geht hier erst einmal nur um Schifffahrtsflaggen. Eine Ausdehnung auf Reich oder Partei wäre eine unzulässige gedankliche Ausweitung der Vorschrift. Auch wenn trotzdem davon auszugehen ist, dass diese abseitigen Angaben in etwa auch die Designdetails der ‚normalen‘ Symbolik des NS-Staats spiegelt, ist die Abwesenheit einer expliziten Regelung doch auffällig. Die Verbindung von Bürokratie und einem über Massenphänomene transportierten Irrationalismus gehört zu den bestimmenden Merkmalen des NS-Systems. Die Hakenkreuze als das Logo der Bewegung ist dabei das wichtigste nonverbale Verdichtungssymbol. Jede moderne Firma

hat 100seitige Handbücher über das jeweilige Firmendesign auf ihren Servern liegen. Dem Logo oder Namensschriftzug wird dabei als Wiedererkennungszeichen ein zentraler Platz in den jeweiligen Darstellungen eingeräumt. Hier heißt das Motto ‚rumpfriemeln am Logo strengstens verboten!‘ Das ausgerechnet der Faschismus als die marketingorientierteste Form moderner Politik ihre Propaganda ohne strenge CI-Vorschriften an den Mann bzw. die Frau brachte, bleibt ein Rätsel beim grundsätzlichen Regelungseifer der Nazis bis weit in die Ausgestaltung des Holocaust hinein. Letztlich bedeutet das für Heinz: improvisieren oder an den Regelungen zur Gösch orientieren. Dann selbstverständlich nur mit zentriertem Kreis.

Kommunikationsversuche V



Bad Homburg (DE), 2010
 Berlin (DE), 2010
 Landsberg (DE), 2010
 Wien (AT), 2010
 Frankfurt (DE), 2010



Aus dem Plattenarchiv

Metallica – Kill `Em All (1983)

Gar lustig ist das Männerleben. Leuten auf's Maul hauen, laute Musik und wenn's mal nicht so gut läuft, kommen die apokalyptischen Reiter vorbei. Im Zweifelsfall entgeht man dann der drohenden Katastrophe doch noch mit einem lauten Spritfresser, sprich Auto mit vielen, vielen PS. Gewalt muss sein – sie ist Kern der Abgrenzung, des ‚wir gegen die Anderen‘, Tod und Teufel oder halt einfach ‚Kill `Em All‘. Die kalifornischen Metallica waren stilbildend für das, was die populäre Musikgeschichte heute unter dem Begriff ‚Trash Metal‘ kennt. Hier geht es um die lineare Weiterentwicklung aller Prinzipien, die Rock seit den sechziger Jahren kennzeichnete: Intensität, Lautstärke, verzerrte Gitarren, Geschwindigkeit und Zurschaustellung männlicher musikalischer Virtuosität. Mit Metallicas Erstling ‚Kill `Em all‘ hören wir dabei zwar einen Meilenstein dieser Entwicklung, aber noch nicht den Endpunkt. Die späten achtziger Jahre zeigten dem geneigten Konsumenten dann noch, dass schneller, härter und unverständlicher im Gesang durchaus noch umgesetzt werden kann. Für Metallica selbst stellte das Album die Basis einer Weltkarriere dar, die letztlich auf einer konservativen Reformulierung von Rock'n'roll basiert. Eine ganz eigene Männerwelt, reproduziert in den Fußballstadien des Planeten. Mit ‚Kill `Em all‘ betritt die vielleicht letzte Rockband mit Megazuschnitt die Bühne der Musikgeschichte. Anders als die ebenfalls kommerziell hochechfolgreichen Guns N' Roses beginnt die Karriere von Metallica mit einem Album, das die ästhetische Entwicklung des Rock seiner Zeit auf den Punkt bringt. Trashmetal verdichtete das Lebensgefühl der männlichen Vorstadtjugendlichen in Opposition zum flächigen und ästhetikverliebten Pop dieser Zeit und die ersten drei Alben der Kalifornier waren Kernstücke des dazu gehörenden Soundtracks. Dabei steht Heavy Metal und insbesondere der Trash für eine merkwürdige Versöhnung von Struktur mit der immer wieder beschworenen Energie bzw. Intensität und Leistung. Es handelt sich um eine höchst voraussetzungsvolle Art der Rebellion, die alles andere als ungeordnet ist. Trash ist nicht chaotisch. Intensität wird durch maschinelle Momente erzeugt. Der Versuch des Schlagzeugers von DAF die Perfektion eines Drumcomputers zu erreichen, könnte auch für die Geisteshaltung des Trashmetal stehen: eine Musik als Versuch die rhythmische Gleichförmigkeit einer schlecht geölte Flaschenabfüllanlage zu erreichen – allerdings angereichert um Breaks und Tempuswechsel. Jungs wollen offensichtlich nicht nur randalieren, sie wollen auch noch zeigen, was sie können. Zusammengedacht und auf eine Bühne gestellt, ergibt das diese merkwürdige Auffassung von Subkultur, wie sie der Trashmetal repräsentiert. Eine Subkultur, in der ein Gitarrenhersteller mit Slogans werben kann, die direkt und ausschließlich auf das Handwerk zielt: wenn Du 128tel spielen kannst, hast Du eine Gitarre verdient, mit auch 256tel möglich sind. Na und? Mein Computer kann vermutlich auch 1024tel. Ob Ohr und Lautsprecher da noch mitmachen sei einmal dahingestellt und bombastische Gemeinschaftsgefühle junger Männer speisen sich wohl auch aus getrageneren Taktungen. Diese zutiefst juvenile Auseinandersetzungsform mit der Welt wollten oder konnten Metallica selbst in ihren Dreißigern nicht ungebrochen fortsetzen. In den 1990ern wurde ihr Stil ruhiger und massenkompatibler – und das wurde kommerziell belohnt. Sie wurden zum Bannerträger des Marsches in Richtung Mainstream, den der Thrashmetal in dieser Zeit absolvierte. Ihr Erstling steht demgegenüber immer noch für den erfolgreichen Versuch einer konservativen Revo-

lution innerhalb des Rock. Lärm und Härte als ein Mittel zur Rückkehr in eine Phase der Popkultur, in der ein Mann mit einer Gitarre noch ein Mann sein durfte.

Beginners – Blast Action Heroes (2003)

Es ist der neue internetgeschulte Eklektizismus, der die Welt und die Sprachspiele der Beginner vorwärts treibt. Trotzdem durchweht neben der posigen Coolness des Hip Hop auch noch die gute alte, an linken Bewegungen geschulte Empörung die vorerst letzte Platte der Jungs aus Hamburg. Das macht sie auch für eine Generation wohltuend unterhaltsam, die eigentlich zu alt für deutschen Hip Hop ist. Der ist zwar heute auch schon eine Jugend- und Musikbewegung von gestern, liegt aber mit seinem Höhepunkt in den späten 1990er- und frühen 2000er-Jahren noch deutlich hinter der Jugendsozialisation der heutigen 40+-Generation. Die Beginner, heute selbst 30+, stellten jedenfalls in jener Phase einen, wenn nicht den Konsens- und Verdichtungspunkt ihres Genres dar. Trotz der Stimme von Jan Delay alias Eizi Eiz. Seine nasale Sprachfärbung hat nicht nur Freunde, aber einen unbestreitbaren Wiedererkennungswert – da liegt er auf einer Linie mit Jello Biafra oder Lou Reed. Wer Delays Stimme nicht aushält, wird sich schwerlich mit einem Album anfreunden können, das von seinen und Denyos Texten geprägt ist. Da nützt dann auch die überaus wuchtige, hochqualitative Produktion nicht mehr. Für den Rest des geneigten Publikums lohnt sich ein schmunzelndes Wiederhören.